

Anthony McCarten
*Ganz normale
Helden*

Roman
Aus dem Englischen von
Manfred Allié und
Gabriele Kempf-Allié

Diogenes

Titel der 2012 bei
Random House Inc., Neuseeland,
erschienenen Originalausgabe:
›In the Absence of Heroes‹
Umschlagfoto von Sylvia Serrado (Ausschnitt)
© Sylvia Serrado/plainpicture

Für Eva

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
250/12/8/1
ISBN 978 3 257 06794 1

Level eins login

Renata gerät in Panik, wenn ihr Sohn nicht pünktlich zu Hause ist. Nichts macht ihr größere Sorgen. Und sie hasst es. Hasst es, wie sich ihr Magen zusammenkrampft, wenn sie auf seinem Handy anruft und nur die Mailbox rangeht. Was kann sie der Maschine schon sagen außer: »Ich bin's, ruf zurück, ich will wissen, wo du bist, ruf mich an. Ich mach mir Sorgen.«

Die leeren Worte, die noch leereren Minuten danach, die lähmende Angst, die sich in ihren Gedanken aufbaut und nur in der immergleichen hysterischen Schlussfolgerung enden kann: *Er ist tot.*

Sie kann diese Kettenreaktion nicht aufhalten. Sie weiß, dass sie durchdreht. Sie versucht, dagegen anzugehen, aber sie kann es nicht. Diese Angst, diese nagende Angst, fast eine Vorahnung, dass ein weiteres Unglück ihre Familie heimsuchen wird, bevor sie sich vom letzten erholt hat, ist allgegenwärtig.

Renata Delpé. Im Dezember wird sie fünfzig. Listenschreiberin. Optimiererin. Perfektionistin. Backt Kekse, die so frei sind von allem – Gluten, Laktose, Hefe, Weizen, Zucker, gesättigten Fettsäuren –, dass man sie kaum noch als »Nahrungsmittel« bezeichnen kann. Ehefrau von James (Jim), Mutter von Jeff und auch von dem verstorbenen Do-

nald. Eine dieser Mütter, die Kinder als Krönung ihres Lebenswerks verstehen. Alles, was sie hatte, hat sie in die Kinder gesteckt, hat sich für sie aufgeopfert. Alles, was die Wohlhabenden bei der Aufzucht ihres Nachwuchses falsch machen können, hat sie falsch gemacht (Glück mit Geld gleichsetzen, kaufen, kaufen und ihnen immer noch mehr kaufen), und gerade deshalb wollte sie als Lohn dafür das perfekte Zuhause haben, mit einem zu 150 % engagierten Ehemann, der ihr helfen sollte, dieses Zuhause zu managen. Doch bekommen hat sie zwei Söhne, von denen der eine gestorben ist. Bekommen hat sie einen Mann, der nur an seine Arbeit denkt und ihr 90 % der Elternarbeit aufbürden und auch noch bestimmen will, wann er seine 10 % beisteuert.

Sie vertreibt sich die Zeit mit dem Internet. Neulich hat sie eine religiöse Seite gefunden. Katholisch. Obwohl sie es hirnrissig findet, dass dort virtuelle Absolution für sehr reale Sünden versprochen wird, gefällt ihr die Vorstellung, mit der Kirche in Kontakt zu bleiben, die sie hinter sich gelassen hat, aber immer noch irgendwie liebt. Und hinterher fühlt sie sich wohler. Das ist einfach so. Und so tippt sie, allein im Haus, in brennender Sorge um Jeff: Vergib mir, Herr, denn ich habe gesündigt.

Wäre sie jetzt in der Kirche, in dem kleinen finsternen Kasten mit dem Gitterfensterchen, hätte sie mit den Worten »Vergib mir, Vater« einen Priester angesprochen, der mittels einer nicht minder merkwürdigen Verbindung diese Bitte wortlos an ihren Schöpfer weitergeleitet hätte. Doch dieser Internet-Service braucht keinen Priester, keine Weiterleitung, sondern geht, wenn sie sich das mal richtig über-

legt, davon aus, dass sie direkt mit ihrem Schöpfer chattet.
Klack, klack, klack, klack.

RENATA: Seit sechs Monaten habe ich nicht mehr gebeichtet.

Klack, klack, klack.

RENATA: Richtig gebeichtet, meine ich. Persönlich. Diese Website hier habe ich im letzten Monat viermal besucht. Aber ich weiß nicht, ob das wirklich als Beichte zählt.

Renata starrt auf das Bild von Michelangelos Erschaffung Adams auf dem Monitor, auf die Fingerspitzen von Gott und Mensch, die sich fast berühren. Im Vordergrund ist ein Fenster mit blinkendem Cursor, ein Briefkasten, in den sie ihre Sünden werfen kann. Darunter ein zweites Fenster, vermutlich für die Antworten des Beichtvaters, für Gottes strengen Tadel – und wenn nicht den Tadel Gottes, dann den der Person, die hinter dieser Maschine steckt: Vielleicht ist es ein verstoßener Priester in Omaha mit offenem Hemd und kariierter Golfhose, der für die Betreiber der Website arbeitet (etwas, das sich katholischer Vermittlungsdienst nennt). Gott, denkt sie, hoffentlich sitzt am anderen Ende keiner von diesen grässlichen Priestern, die wegen Unzucht (mit Haushälterin, Chorknabe oder Straßendirne) gehen mussten und die sich jetzt in keiner echten Kirche mehr blicken lassen können und ihren Lebensunterhalt als Seelenröster von Jammergestalten wie Renata verdienen.

Vergib mir, denn ich habe gesündigt.

Irgendwie bedrückt sie das – der Gedanke an die Unbeholfenheit der Kirche. Sie denkt zurück an all die Jahre, in denen sie sich unwürdig gefühlt hat. Immer die Drohung mit dem Tod, diese Obsession mit Sünde, Fehltritt, Versagen. Sie hat oft gedacht, dass die katholische Kirche im

Grunde eine Form von anhaltender leichter Depression ist.

Dann kommt eine Antwort: »Und welche Sünden möchtest du heute beichten?«

Jetzt wird sie den Gedanken an den verstoßenen Priester nicht mehr los. Es wäre furchtbar, wenn der Verfasser dieser Zeilen ein Perverser wäre. Aber wie zum Teufel soll man wissen, mit wem man es heutzutage im Internet zu tun hat? Und so stellt sie sich dann doch lieber wieder vor, dass der Schreiber am anderen Ende Gott ist. Ja, das ist Gott, mit dem sie hier redet, Gott persönlich, der sie gerade in unmissverständlichen Worten gefragt hat, was sie beichten will. Sie stellt sich ein freundliches Gesicht vor, ein bisschen wie ihr ältester Bruder, nachdem er mit Mitte vierzig beschlossen hatte, sich einen Vollbart stehen zu lassen – so stellt sie sich den Gott vor, auf den sie so wütend ist.

RENATA: Ich bin schon lange nicht mehr zur Beichte gewesen. Ich gehe nicht mehr in die Kirche. Wie immer kann sie nicht mehr aufhören zu tippen, wenn sie einmal angefangen hat. Ich war ohnehin schwankend im Glauben. Und am Ende saß ich nur noch in der Kirche und kämpfte mit den Tränen. Ich hatte nicht das Gefühl, dass ein Kirchenbesuch mir wirklich hilft, ich wurde wütend, also bin ich nicht mehr hingegangen.

GOTT: Und warum bist du wütend auf die Kirche?

RENATA: Man hat mir meinen Sohn genommen.

GOTT: Dein Sohn ist gestorben?

RENATA: Ich wusste nicht, wofür ich noch beten sollte. Ich habe nie »warum?« gefragt, weder Gott noch sonst jemanden. Ich hatte das Gefühl, keine Antwort ist gut genug.

GOTT: Dein Sohn ist gestorben?

[Lange Pause.]

RENATA: Es hat mir das Herz gebrochen, und jetzt habe ich das Gefühl, dass ich nicht genug getan habe, um Donald zu helfen. Ich bin so niedergeschlagen, dass es mir vorkommt, als gebe es einen tiefen Graben zwischen mir und der Welt. Kein Mensch versteht, wie elend mir zumute ist. Ich habe keine Tränen mehr. Wozu soll ich noch weiterleben?

GOTT: Jedes Leben hat einen Anfang, eine Mitte und ein Ende ... wenn auch nicht unbedingt in dieser Reihenfolge.

RENATA: Neuerdings habe ich sogar Träume, Tagträume, in denen ich mit allem Schluss mache. Nichts außer Donald kann die Leere füllen, die er hinterlassen hat. Und mein älterer Sohn kommt nie pünktlich nach Hause. Heute auch nicht. Und dann denke ich – was, wenn ihm auch noch etwas zustößt? Wenn ich anrufe und er geht nicht ran, das macht mich verrückt. Tut mir leid, das gehört wirklich nicht hierher.

GOTT: Es gibt nichts, was nicht hierhergehört. Wie heißt dein Sohn?

RENATA: Jeffrey. Er ist knapp neunzehn. Schulversager. Muss ein ganzes Schuljahr wiederholen, und ich fürchte, er schafft es wieder nicht. Er macht es mir so schwer. Er hintergeht mich. Ein notorischer Lügner. Ich rege mich furchtbar auf. Werde ungeduldig. Wütend.

GOTT: Vielleicht liegt das daran, dass allein die Tatsache, dass er da ist, dafür sorgt, dass du nicht ganz aufgibst.

[Lange Pause.]

RENATA: Vielleicht. Für ihn muss ich weiterhin Mutter sein, obwohl ich eigentlich nicht mehr Mutter sein möchte. Ja, das klingt plausibel.

GOTT: Und etwas in dir ist deshalb wütend auf ihn. Vielleicht war er nicht dein Lieblingssohn. Deinen Liebling hast du verloren.

RENATA: Ich habe sie immer beide gleich lieb gehabt.

GOTT: Das stimmt nie. Man zieht immer ein Kind vor.

[Lange Pause.]

RENATA: Das ist entsetzlich – ja, stimmt, nur weil er da ist, kann ich nicht laut aufschreien und aufgeben. Die Vorstellung, dass er nicht mein Liebling ist – furchtbar!!

GOTT: Eltern sind immer nur so glücklich wie das unglücklichste ihrer Kinder.

RENATA: Interessanter Gedanke.

GOTT: Der Vater des Jungen – wo ist er?

RENATA: Jim und ich, wir sind Lichtjahre voneinander entfernt.

GOTT: So heißt er, Jim?

RENATA: Er ist wütend auf mich, weil ich nicht mehr so bin wie früher. Als hätte ich unseren Pakt gebrochen. Ich bin mit einem Mann verheiratet, der es nicht ertragen kann, dass ich so bedürftig geworden bin.

GOTT: Gib ihn nicht auf.

RENATA: Was ich durchmache – er will nichts mehr davon hören!! Deshalb reden wir kaum noch miteinander. Er ist überhaupt nicht mehr zärtlich zu mir, er schläft jetzt in einem anderen Zimmer. Kann sein, dass wir uns trennen werden. Er will mich loswerden, ich seh's ihm an. Anfangs war er wütend, als ich ihn um getrennte Schlafzimmer gebeten habe, aber jetzt scheint er froh zu sein, dass er sich mir entziehen kann. Wenn wir doch mal miteinander schlafen –

[Langes Schweigen.]

GOTT: Bist du noch da?

RENATA: Das hier ist doch strikt vertraulich, ja?

GOTT: Absolut.

RENATA: Manchmal, ganz selten, kommt Jim zu mir in mein

Schlafzimmer. Und dann fühle ich mich, als hätte ich Valium genommen, mein Körper empfindet so gut wie nichts, ich empfinde so gut wie nichts – es ist eher wie ein Termin beim Arzt, eine gynäkologische Untersuchung, zu der ich mich zwingen, um mich zu vergewissern, dass dieser Teil von mir noch funktioniert.

GOTT: Immerhin habt ihr noch nicht aufgegeben.

RENATA: Eigentlich sollte ich das alles gar nicht sagen, aber sogar meine beste Freundin will davon nichts mehr hören. Ich bin sicher, was Jim und ich jetzt bräuchten, das wäre Trauer – wir müssten ganz offen trauern –, aber es ist, wie wenn man in einen Spiegel schaut. Statt Trost finden wir im Anderen nur das Spiegelbild unseres eigenen Schmerzes. Hören Sie, ich muss jetzt Schluss machen. Mein eigenes Unglück ekelt mich an. Ich danke Ihnen, wer immer Sie sind! Jetzt muss ich wieder Jeffrey anrufen. Der ist schon zwanzig Minuten überfällig... Aber eins will ich noch sagen. Wenn ich mit anderen Leuten zusammenkomme, sogar mit Elsbeth, dann habe ich immer das Gefühl, ich bin denen peinlich.

GOTT: Elsbeth?

RENATA: Meine beste Freundin. Jims Schwester.

GOTT: Sprich weiter.

RENATA: Offenbar fällt es Menschen enorm schwer, auf jemanden mit meinen Schwierigkeiten einzugehen. Vielleicht gibt es ja Trauerregeln, und ich traure nicht KORREKT. Nur ein Beispiel: Kurz nachdem Donny gestorben war, hat es mal bei mir an der Tür geklopft. Die Nachbarin von nebenan, sonst immer sehr nett. »Hallo – nein, ich komme nicht rein, ich will nicht stören«, sagt sie. »Wir haben nur überlegt, ob wir etwas für Sie tun können. Egal, was.« Ich habe kurz überlegt, dann habe ich gesagt: »Würden Sie das Auto waschen?« Sie hätten ihr Gesicht sehen sollen, total ge-

schockt. »Soll das ein Witz sein?«, hat sie gefragt. Und als ich gesagt habe, nein, gar nicht, hat sie erwidert: »Tut mir leid, das ist nicht die Art Hilfe, an die wir gedacht hatten.« Und weg war sie!

GOTT: Hilfe in praktischen Dingen ist unter solchen Umständen oft das, was wir am meisten brauchen.

RENATA: Mein Auto musste nun mal dringend gewaschen werden. Ich hatte einfach keine Zeit und Kraft dafür. Autowaschen und solche Sachen sind bis heute die Art Hilfe, die ich wirklich brauchen kann.

GOTT: Das erscheint mir wirklich nicht zu viel verlangt.

RENATA: Danke. Wie geht's jetzt weiter? Bekomme ich Buße und Absolution?

GOTT: Ich will nicht zu streng sein. Als Buße betest du drei Ave Maria und ein Vaterunser. Versuch, wirklich an die Worte zu glauben, wenn du sie sprichst. Ich spreche dich los und gebe dir Frieden, und ich vergebe dir deine Sünden im Namen des Vaters, des Sohns und des Heiligen Geistes.

RENATA: Amen.

Und so seltsam das ist, selbst nach dieser noch so unnatürlichen Absolution, der noch so oberflächlichen Segnung, fühlt sie sich ein wenig besser. Wie kann das sein? Das ist doch absurd, dass sie eine Vergebung annimmt, die nichts weiter ist als ein Placebo! Aber es lässt sich nicht bestreiten, dass es ihr mehr und tieferen Trost bietet als alles, was ihre Kirche oder ihre Familie in den letzten zwölf Monaten für sie getan hat.

Fünf Minuten später kommt Jeffrey.

Renata kann nicht anders. Sofort schreit sie ihren Sohn an. Puterrot im Gesicht, die Hände in die Hüften gestemmt, legt sie los. Sie mag zwar schuldlos sein, von allen Sünden befreit, aber sie ist und bleibt Mutter, und mit dem Jungen geht es so nicht weiter.

Jeffrey will es erklären: »Akku leer. Wo ist das Problem? Jetzt beruhige dich doch.«

»Kann ich aber nicht. Du weißt, dass du dein Handy an lassen und dafür sorgen sollst, dass es aufgeladen ist, falls was ist. Wie oft muss ich dir noch sagen, dass ich mir Sorgen mache, wenn du nicht erreichbar bist. Wo warst du?«

»Nirgendwo. Reg dich ab, Mum. Meine Güte!«

»Ich frage dich noch einmal.«

»Ich ... ich war bei einem Mädchen. Ich habe mich mit einem Mädchen getroffen.«

»Kelly? Die habe ich angerufen.«

»Nicht Kelly.«

»Saskia? Mit deren Eltern habe ich auch telefoniert.«

»Jemand, den du nicht kennst. Was soll das?«

»Kann ich bitte dein Handy sehen?«

»Mum, du spinnst wohl.«

»Kann ich jetzt bitte kurz dein Handy sehen?«

»Warum?«

»Das weißt du ganz genau.«

»Der Akku ist leer.«

»Gib mir bitte dein Handy!«

»Scheiße, Mum. Ich bin achtzehn. Was soll das?«

»Du bist vielleicht achtzehn, lebst aber immer noch bei uns, und hier gibt's Regeln. Los, dein Handy, wird's bald?«

»Ich weiß nicht, wo ich es habe.«

»Versuch's mal in deiner Tasche.«

Wütend, betont langsam, tastet Jeffrey seine Taschen ab, zuerst die unwahrscheinlichste, die Brusttasche, und kommt schließlich bei der rechten Gesäßtasche seiner Jeans an, in der er sein Handy immer hat. Er zieht es heraus. Hält es zögernd seiner Mutter hin. Erwischt.

Mutter und Sohn starren einander an. Jeff ist einen halben Kopf größer als Renata mit ihren einssiebenundsechzig. Er hat das gleiche Grübchen am Kinn wie seine Mutter. Den gleichen verkniffenen Mund, den sie beide von der griesgrämigen Großmutter Rasmussen geerbt haben. Renata hat manchmal das Gefühl, dass sie Jeff nicht mögen würde, wäre er nicht ihr Sohn. Sie stellt sich vor, wie er mit sechzig aussehen wird – immer noch schlank, wie sein Vater, immer noch unergründlich, schwer zu durchschauen, ein durchtriebener Lügner. Wenn er mal heiratet, wird er sich scheiden lassen, denkt sie, vielleicht mehr als einmal. Zu unaufrichtig. Die zornigen Frauen werden Schlange stehen und ihn »Mistkerl« nennen.

Sie schaltet das Handy ein. Das Display leuchtet auf. Der Akku ist mehr als halbvoll. Renata blickt zu ihm auf, mit müden, enttäuschten Augen, ein Blick, der sagt: Was ist nur schiefgegangen mit uns beiden, Schatz?

Jeff Delp. Der große Lügner. Wie Donald mal von ihm gesagt hat: *»Der kann dermaßen lügen, dass selbst das Gegenteil von dem, was er sagt, nicht stimmt – D.D. © 2007.«*

»Ich will dich heute Abend nicht mehr sehen.«

»Aber gern.«

Jeffrey ist fort. Oben in seinem Versteck. Seinem Zimmer.

Warum müssen sich sämtliche Männer in Renatas Leben verstecken?

Kurz darauf kommt James Delpo nach Hause. Außer Atem, mit wehendem Mantel, eine schwere Aktentasche in der rechten, Schlüssel in seiner linken Hand. Er schnauft. Hat leichte Kopfschmerzen. Ein langer Tag. Er spürt seine vierundfünfzig Jahre. Er stellt die Tasche ab, sieht niemanden und ruft »Ich bin's nur«, für den Fall, dass ihn doch einer hört, trotz der lauten Musik oben in Jeffs Zimmer.

Von der Anrichte nimmt Jim die an ihn adressierte Post: eine Kreditkartenabrechnung, einen Rundbrief einer Hilfsorganisation, die Rechnung der Autowerkstatt für die Bremsenreparatur, zwei Broschüren von Grundstücksmaklern, die immer noch auf seine Anfrage nach einem »Häuschen im Grünen« antworten. Er reißt die Umschläge auf, überfliegt den Inhalt. Mit der Kreditkarte hat er diesen Monat zu viel ausgegeben; er muss aus dem Weinschmecker-Club austreten, die Weine sind eh nur mittelmäßig, aber was kann er mit all den anderen Dingen machen, die sein Einkommen auffressen: £ 35 pro Monat für sein Blackberry, zwei weitere Handy-Abos für Jeff und Renata, von denen jedes noch einmal mindestens £ 70 im Monat kostet, die Abbuchungen für Satellitenfernsehen, DSL, DVD-Filmclub und natürlich noch die Gebühr für das Festnetztelefon? Er erinnert sich kaum noch an die Zeiten, als die Telefonrechnung das Einzige war, was eine Familie für die Telekommunikation zu zahlen hatte!

Er reißt auch die anderen Umschläge mit Rechnungen

auf und wirft noch einen Blick auf die bunten Hausprospekte, so unpassend und so teuer, dass er sich umso mehr zu dem Haus gratuliert, das er tatsächlich gekauft hat. Wenigstens hier, bei den wirklich wichtigen, großen Entscheidungen, hat er seine Familie nicht im Stich gelassen.

Das war Jims Patentrezept nach Donalds Tod – aus London wegzuziehen. Die Trauer über diesen schrecklichen Verlust verlangte nach etwas Großem, aber das Stadtleben ist für Renata und für ihn auch sonst schlicht zu anstrengend geworden. Und er ist stolz darauf, dass ihm die Logistik des Umzugs so gut von der Hand geht: das eine Haus verkauft (auch wenn die Unterzeichnung des Vertrages noch aussteht), das andere, ein Natursteincottage in Gloucestershire, bereits bezahlt, und die Handwerker sind schon zugange und richten es her. Wenn sie zügig vorankommen, können die Delpes direkt nach Jeffs Abschlussprüfung aufs Land ziehen. Zwei Stunden Fahrtzeit von London – Jim hofft, dass dort seine Familie wieder zusammenfinden kann, dass dort ein Leben möglich ist, bei dem die heilenden Kräfte der Natur ihre Wirkung entfalten können. Auf drei Seiten grenzt das Anwesen an Wald, eine riesige Wildnis aus Bäumen, Pfaden und üppigem Laub, und Jim, der alte Romantiker, ist überzeugt, dass ein Waldweg helfen kann, wo auf dem Beton des Bürgersteigs alles verloren ist.

Doch nun, wo das Umzugsdatum näher rückt, ist die Anspannung mit Händen zu greifen. Schon ein Witz, dass das Heilmittel für ihre Krankheit die Symptome verschlimmert. Renata wird sich in das neue Leben hineinfinden, da ist er sicher, aber er kann nur hoffen, dass Jeff seinem

Vater eines Tages verzeihen wird, dass er ihn vom Großstadtleben abgeschnitten hat.

Ganz unten im Poststapel liegt ein Brief mit dem Aufdruck *Life of Lore*, adressiert an *Jeffrey Delpé*. Seltsam, dass die Betreiber an ihre Spieler schreiben.

Life of Lore. Ein Online-Videospiel. Tausende von gesunden Stunden vergeudet an eine ungesunde Beschäftigung. Millionen unbekannter User, die in Verkleidung zusammenkommen, der größte Maskenball aller Zeiten. Der Brief sieht aus, als hätte sich jemand daran zu schaffen gemacht. Ihn geöffnet und dann wieder zugeklebt. Er legt ihn beiseite, als Renata grußlos an ihm vorbeigeht.